

Jan Fuhse · Sophie Mützel (Hrsg.)

Relationale Soziologie

Netzwerkforschung

Band 2

Herausgegeben von
Roger Häußling
Christian Stegbauer

In der deutschsprachigen Soziologie ist das Paradigma der Netzwerkforschung noch nicht so weit verbreitet wie in den angelsächsischen Ländern. Die Reihe „Netzwerkforschung“ möchte Veröffentlichungen in dem Themenkreis bündeln und damit dieses Forschungsgebiet stärken. Obwohl die Netzwerkforschung nicht eine einheitliche theoretische Ausrichtung und Methode besitzt, ist mit ihr ein Denken in Relationen verbunden, das zu neuen Einsichten in die Wirkungsweise des Sozialen führt. In der Reihe sollen sowohl eher theoretisch ausgerichtete Arbeiten, als auch Methodenbücher im Umkreis der quantitativen und qualitativen Netzwerkforschung erscheinen.

Jan Fuhse
Sophie Mützel (Hrsg.)

Relationale Soziologie

Zur kulturellen Wende
der Netzwerkforschung



VS VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2010

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-16772-5

Inhalt

Einleitung: Zur relationalen Soziologie. Grundgedanken, Entwicklungslinien und transatlantische Brückenschläge	7
<i>Sophie Mützel/Jan Fubse</i>	
Dualities of Culture and Structure: Seeing Through Cultural Holes	37
<i>Ronald L. Breiger</i>	
Kulturelle Netzwerke. Zu einer relationalen Soziologie symbolischer Formen	49
<i>Stephan Fuchs</i>	
Grenzen und Relationen	69
<i>Athanasios Karafillidis</i>	
Von der Beziehung zum System – und zurück? Relationale Soziologie und Systemtheorie	97
<i>Boris Holzer</i>	
Wie entstehen große soziale Strukturen?	117
<i>John Levi Martin/Monica Lee</i>	
Zum Design(begriff) der Netzwerkgesellschaft. Design als zentrales Element der Identitätsformation in Netzwerken	137
<i>Roger Häußling</i>	
Qualitätskonstruktion und Marktstrukturen. Ein Vergleich der Économie des conventions mit dem Marktmodell von Harrison White	163
<i>Rainer Diaz-Bone</i>	
Zu einer relationalen Ungleichheitssoziologie	179
<i>Jan Fubse</i>	

Strukturbildung durch Begrenzungen und Wettbewerb	207
<i>Christian Stegbauer</i>	
Handeln im Netzwerk: Zur Problemstellung der Soziologie	233
<i>Dirk Baecker</i>	
Relational Ontology. Being and Order out of Heidegger's Socioontology	257
<i>Patrik Aspers</i>	
Relational Language: The Example of Changes in Business Talk	273
<i>Harrison C. White/Frédéric C. Godart</i>	
Zu den Autoren	291

Einleitung: Zur relationalen Soziologie Grundgedanken, Entwicklungslinien und transatlantische Brückenschläge

Sophie Mützel/Jan Fuhse

1. Einordnung der relationalen Soziologie

In den letzten 20 Jahren hat sich die relationale Soziologie zum vielleicht wichtigsten und innovativsten Theorie- und Forschungsansatz in der nordamerikanischen Soziologie entwickelt. Ausgangspunkt und theoretischer Orientierungspunkt dieser Entwicklung war die Veröffentlichung der ersten Auflage von Harrison Whites *Identity and Control* (1992). Anders als in dem Verständnis des klassischen Strukturalismus der soziologischen Netzwerkforschung¹ sind nun strukturelle *und* kulturelle Elemente konstitutiv für die Schaffung und den Erhalt von sozialen Netzwerken. Allgemein geht es somit in der relationalen Soziologie um die theoretische Modellierung und empirische Analyse von sozialen Netzwerken als sozio-kulturellen Formationen. Damit überwindet sie den reinen Strukturalismus, wie er in der Netzwerkanalyse hauptsächlich verfolgt wird (Emirbayer 1997; Emirbayer/Goodwin 1994; Fuhse 2008a; Mützel 2006) und steht für einen „cultural approach to social networks“ (Knox et al. 2006: 121, 128f). Mit diesem Ansatz, den wir in Anlehnung an Mustafa Emirbayers *Manifesto* (1997) als „relationale Soziologie“ zusammenfassen, und mit der damit begründeten „kulturellen Wende“ in der Netzwerkforschung beschäftigt sich dieser Band. Die verschiedenen Beiträge beleuchten unterschiedliche theoretische Konzepte oder Anwendungsfelder der relationalen Soziologie

1 Mit dem Begriff der Netzwerkforschung bezeichnen wir die Gesamtheit der sozialwissenschaftlichen Arbeiten, die theoretisch und methodologisch von sozialen Beziehungsnetzen als der wichtigsten – oder zumindest als einer wichtigen – Ebene sozialer Strukturen ausgehen. Historisch am Anfang der Netzwerkforschung steht zunächst die formale Analyse sozialer Netzwerke (*social network analysis*) mit einer Reihe von quantitativen Verfahren zur Analyse der Muster von Beziehungen zwischen Akteuren, die sich aus ganz unterschiedlichen Disziplinen (Soziologie, Anthropologie, Mathematik, Psychologie und Physik) entwickelt hat (Freeman 2004; Jansen 2006; Knox et al. 2006; Scott 2000; Watts 2004). Inzwischen werden soziale Netzwerke auch qualitativ untersucht (Hollstein/Straus 2006) und in einer eigenständigen Theorie behandelt. Die deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Publikationen zum Thema Netzwerke, Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie haben sich in den letzten Jahren deutlich vermehrt (z.B. Beckert 2005; Diaz-Bone 1997; Fuhse 2006; Hollstein/Straus 2006; Holzer 2006; Lüdicke/Diewald 2007; Schweizer 1996; Sydow/Windeler 1999; Trezzini 1998a, 1998b; Weyer 2000). Eine aktuelle Übersicht über den Stand der deutschsprachigen Netzwerkforschung liefert der Band von Stegbauer (2008) und darin insbesondere Haas/Mützel (2008).

und knüpfen auch Verbindungen zu anderen soziologischen Schulen. Auf diese Weise werden sowohl die theoretische Tiefe als auch die Bandbreite in den Anwendungen der relationalen Soziologie ausgelotet.

Zur Frage wie strukturelle und kulturelle Elemente miteinander verknüpft werden, lassen sich innerhalb der relationalen Soziologie unterschiedliche Ansätze ausmachen (siehe auch den Beitrag von Ronald L. Breiger in diesem Band). So wird Kultur – etwa am Beispiel der Kunstproduktion, der Entstehung von Wissen und kollektiven Identitäten – nun in sozialen Netzwerken verwurzelt gesehen. Auch werden kulturelle Aspekte wie lokale Praktiken und Bedeutungen als elementar für Netzwerkstrukturen verstanden. In diesem Sinne sehen White und andere soziale Netzwerke selbst als sozio-kulturelle Formationen – Netzwerke bestehen aus Narrativen (*stories*) zwischen Identitäten und sind somit nicht als „sinnfreie“ Strukturen zu betrachten.

Aus dieser Grundposition der relationalen Soziologie ergibt sich auch ein spezifischer Blickwinkel auf Kultur und Sinn (Fuhse 2009a). Diese werden – im Gegensatz zu den Ausführungen bei Max Weber und bei Niklas Luhmann – weder als ‚subjektiver Sinn‘ von Individuen konzipiert noch als ‚objektiver Sinn‘, der in weitgehend homogenen und abgeschlossenen sozialen Systemen produziert wird. Vielmehr fassen White und die meisten anderen relationalen Soziologen Sinn und Kultur relational: Sinnformen emergieren in einzelnen Sozialbeziehungen als den kleinsten Einheiten der Netzwerke, unterscheiden sich oft von Netzwerkkontext zu Netzwerkkontext (Yeung 2005) und variieren auch nach unterschiedlichen Positionen in Netzwerken. (Erickson 1988: 105ff; Mische 2008: 241ff).²

Die damit begründete „kulturelle Wende“ erfasst nicht die gesamte soziologische Netzwerkforschung. Historisch betrachtet besteht ihre Basis in einer zunächst relativ kleinen Gruppe von Forscherinnen und Forschern, die sich meist auch gegenseitig persönlich kennen (ein Netzwerk bilden) und sich um die Zentralfigur Harrison White gruppieren. Auch wenn die theoretischen Formulierungen am Anfang der relationalen Soziologie stehen, kommt der Anwendung der oben angedeuteten Grundgedanken in einer Reihe von empirischen Arbeiten ein ganz wesentlicher Anteil an ihrer Entwicklung zu. Einerseits kommt es damit zu einer starken Verknüpfung von Theorie und Empirie. Theoretische Begriffe und Erwartungen werden in empirischer Forschung operationalisiert und überprüft. Dies sorgt nicht zuletzt dafür, dass die Theorie empirienah gebaut wird – also immer schon den Blick auf empirische Anwendungsmöglichkeit und Auswertungsverfahren der Netzwerkforschung inkorporiert. In der relationalen Soziologie ist mithin die „phänomenologische Netzwerktheorie“, wie sich die Theoriekomponente der relationalen Soziologie titulieren lässt (Fuhse 2008a), sehr viel enger mit der empirischen Forschung verknüpft als beispielsweise die Systemtheorie Niklas Luhmanns (die

2 Allerdings gehen manche relationale Soziologen (z.B. Emirbayer) von individuellen, in Netzwerke eingebetteten Akteuren aus und argumentieren über deren subjektiven Sinn. Dies wird unten weiter ausgeführt (3.5).

auf Empirie weiterhin fast vollständig verzichtet) oder die Rational Choice-Theorie (die stärker ihren „nomologischen Kern“ des Axioms der Nutzenmaximierung fokussiert).³

Andererseits sorgt dieser starke Empiriebezug dafür, dass sich das Theorieprogramm nicht zu einem geschlossenen Gedankengebäude entwickelt. Vielmehr erscheint die relationale Soziologie auch nach fast 20 Jahren als eine Baustelle, auf der an verschiedenen Stellen unterschiedliche Architektinnen und Architekten mit ganz eigenen Ansätzen und Aufmerksamkeiten an Gebäudeteilen arbeiten: z.B. zum Einfluss von Netzwerkstrukturen auf kollektive Identitäten und kulturelle Orientierungen (z.B. Gould 1995; Martin 1998, 2002), zu Methoden für die Untersuchung des Wechselverhältnisses von kulturellen Praktiken und Netzwerkstruktur (Breiger 2000; Mische 2008; Sonnett/Breiger 2004), zur Wirkung von Netzwerken in Kommunikationsprozessen (Gibson 2005; Smith 2007), zu sozialen Kategorisierungen (z.B. Mohr/Duquenne 1997; Mohr/Lee 2000) oder auch zum Wechselspiel zwischen Netzwerken und Sprachstrukturen (White 2000, 2008a).

Gerade diese durch die verschiedenen empirischen Anwendungsfelder bedingte Vielfalt ist ein Reichtum der relationalen Soziologie und sorgt mit für deren Innovationsfähigkeit und Attraktivität. Von *einer* Denkrichtung der relationalen Soziologie lässt sich trotzdem durch ein Mindestmaß an gemeinsamen Grundgedanken und auch der gegenseitigen Orientierung innerhalb des Netzwerks der relationalen Soziologen sprechen. Nicht zuletzt gewinnt eine solche Denkschule ihre Identität immer auch im Austausch und in der Abgrenzung zu anderen Denkschulen – also im Netzwerk mit anderen Identitäten, die sich narrativ aufeinander beziehen und so gegenseitig konstituieren. Die wichtigsten Unterschiede und Abgrenzungen sollen hier kurz skizziert werden, um die relationale Soziologie innerhalb der soziologischen Landschaft einordnen zu können:

- a. Gegenüber der klassischen Netzwerkforschung unterscheidet sich die relationale Soziologie durch ihren Bezug zu Kultur und Sinn. Netzwerke werden nicht als „kulturlose“ oder „sinnfreie“ Strukturen gedacht, die alleine soziale Phänomene erklären könnten.
- b. Wie die Netzwerkforschung grenzt sich die relationale Soziologie von der statistisch operierenden empirischen Sozialforschung dadurch ab, dass soziale Strukturen nicht als Verteilungen von Attributen in einer Population konzipiert werden (Abbott 1988, 1992; Wellman 1988). Vielmehr werden soziale Strukturen immer auf der Ebene von Beziehungsnetzen des empirisch beobachtbaren Austauschs rekonstruiert. Da die relationale Soziologie jedoch neben der Struktur von Netzwerken auch deren „Kultur“ in den Blick nehmen möchte, werden nun auch individuelle Orientierungen oder kulturelle und relationale Praktiken im Zusammenhang

3 Das Verhältnis der phänomenologischen Netzwerktheorie von Harrison White und anderen zu den empirischen Anwendungsstudien der relationalen Soziologie ist mithin ähnlich der Beziehung zwischen dem symbolischen Interaktionismus von George Herbert Mead und Herbert Blumer und der Chicago School: White wie auch Mead und Blumer geben einen Kern von theoretischen Grundgedanken vor, an dem sich die empirischen Studien eher locker orientieren, der jedoch nie eins-zu-eins in Forschungsdesigns und Empirie umgesetzt wird.

- mit den Beziehungsnetzen untersucht. Methodisch werden dazu sowohl qualitative als auch quantitative, insbesondere Surveydaten (z.B. Lizardo 2006), herangezogen.
- c. Im Gegensatz zu Handlungstheorie und Theorien der rationalen Wahl wird nicht der individuelle Akteur mit seinen Handlungsmöglichkeiten und Kognitionen zum Ausgangspunkt der Theoriebildung und der empirischen Forschung gemacht. Akteure erscheinen nicht nur als eingebettet in soziale Netzwerke, sondern auch in ihren Kognitionen und Verhaltensweisen und in ihrer Identität als Akteur und der Zuschreibung von Handeln als Ergebnis von überpersönlichen Transaktionsprozessen im Netzwerk (Tilly, 2005: 6f; Fuchs, 2001a).⁴
 - d. Im Gegensatz zur Systemtheorie fokussiert die relationale Soziologie auf die Meso-Ebene von empirisch beobachtbaren Netzwerkstrukturen und hält so einerseits den engen Kontakt zur empirischen Forschung. Andererseits fehlt es der relationalen Soziologie an einer umfassend angelegten und zeitdiagnostisch fruchtbaren Theorie der Gesellschaft. In einer solchen Gesellschaftsbeschreibung, wie sie Talcott Parsons oder Niklas Luhmann vorgelegt haben, könnte man soziale Netzwerke sinnvoll verorten und nach ihren Entstehungsbedingungen und auch ihren Folgen für die gesellschaftliche Entwicklung fragen (Fuhse 2009b: 71ff; Holzer 2008; Tacke 2000). Allerdings entziehen sich diese Gesellschaftsmodelle bisher fast vollständig der Anwendung in empirischer Forschung. Dennoch bietet insbesondere die Systemtheorie Luhmanns, wie weiter unten skizziert wird, einige fruchtbare Anknüpfungspunkte für die relationale Soziologie.
 - e. Pierre Bourdieus Feld- und Praxistheorie verfolgt theoretisch und methodisch relationale Vorgehensweisen. Das Credo lautet: „Le réel est relationnel.“ (Bourdieu 1994: 17ff) Auch kritisiert Bourdieu individualistische Ansätze und benutzt Begriffe wie „Beziehung“ und „Position“ ganz ähnlich der Netzwerkforschung. Jedoch beziehen sich diese relationalen Herangehensweisen ausschließlich auf die objektivierbaren Beziehungen zwischen Akteuren, die jeweils durch die Verteilung von feldspezifischen Ressourcen (ökonomisches, kulturelles, symbolisches Kapital etc.) bestimmt sind. Während sich Bourdieu selbst von der „interaktionistischen“ Netzwerkforschung distanziert hat, die sich ausschließlich mit der Analyse manifester Beziehungen beschäftigen würde (Bourdieu 2002, 2005; Bourdieu/Wacquant 1992), gibt es auf Seiten der relationalen Soziologie immer wieder Ansätze, diese möglicherweise voreilige Abgrenzung zu überbrücken (z.B. Anheier et al. 1995; DiMaggio 1986; Emirbayer/Johnson 2008).

In der Einleitung zum Band wird zunächst (2) die historische Entwicklung der relationalen Soziologie aus der Netzwerkforschung mit ihrem spezifischen theoretischen Blickwinkel und ihren Anwendungsfeldern skizziert. Es folgt ein Abschnitt über (3) ‚transatlantische Brückenschläge‘: verschiedene Verknüpfungsmöglichkeiten der nord-

4 Allerdings bestehen hier wiederum abweichende Positionen innerhalb der relationalen Soziologie, die den Akteur und seine Handlungskapazität als wichtig erachten (z.B. Emirbayer/Mische 1998).

amerikanischen relationalen Soziologie mit europäischen und insbesondere deutschen soziologischen Traditionen, wie sie auch in einigen Beiträgen dieses Bands ausführlich thematisiert werden. Den Abschluss bildet ein knapper (4) Überblick über den Band mit Einordnungen der Beiträge.

2. Historische Entwicklung der relationalen Soziologie

Methodologisch-theoretischer Hintergrund der relationalen Soziologie ist die strukturelle Analyse (*structural analysis*) in Form der soziologischen Netzwerkanalyse, wie sie sich im Rahmen des US-amerikanischen Strukturalismus entwickelt hat. Die relationale Soziologie baut auf den Annahmen und Erkenntnissen der strukturalen Analyse auf, öffnet und erweitert sie jedoch, insbesondere durch das Einbeziehen sowohl von kulturellen Aspekten, wie Narrationen, Praktiken und Bedeutungen, als auch von historischen Prozessen.

Das Forschungsprogramm des amerikanischen soziologischen Strukturalismus in der Soziologie entwickelte sich geprägt von dem Interesse der formalen, mathematischen Modellierung von Beziehungsstrukturen. In seiner Untersuchung zu US-amerikanischen soziologischen Theorieströmungen stellt Mullins (1973) erstmals die Formation einer Gruppe von Strukturalisten zu Beginn der 1960er Jahren fest. Deren analytisches Interesse besteht darin, typische Muster und Regelmäßigkeiten eines größeren sozialen Zusammenhangs aufzudecken, um zu erklären, wie diese Regelmäßigkeiten soziale Phänomene strukturieren. Untersuchungseinheiten dafür sind Beziehungen, wie sie auch schon von anderen Strukturalisten wie Lévi-Strauss genutzt worden sind. Die allgemeine Perspektive beschreibt Mullins so (256):

„The fundamental structuralist perspective is that social structures show at least two levels of structural regularity: a surface, obvious level known to the structure's participants (e.g. a table of organization known to those listed in it) and a nonobvious ‚deep‘ level produced in certain fundamental behaviors and limited by the nature of those behaviors (e.g. the networks formed in an organization by those who talk to one another regularly – these communication systems are limited in size by the requirement of regular conversation).“

Ein Hauptakteur des klassischen soziologischen Strukturalismus ist Harrison White.⁵ So wurde sein B.A.-Einführungskurs in Harvard, *Social Relations 10*, Mitte der 1960er Jahre zu „einer Art Mekka“ für eine kleine Gruppe von strukturalistisch denkenden Doktoranden (Schwartz 2008). In dieser Vorlesung wandte sich White fundamental gegen die zu dieser Zeit dominierende strukturfunktionalistische Soziologie seines Kollegen Talcott Parsons und bot eine Alternative zu den Ansätzen der Attributs- und Einstellungssoziologie an. Anstelle von Individuen, die aufgrund ihrer internalisierten Normen

5 Übersichten zu Whites soziologischem Beitrag bislang liefern Breiger (2005) und Azarian (2005). Gute und verständliche deutsche Zusammenfassungen von Whites Theorie finden sich bei Beckert (2005), Holzer (2006: 79ff) und Schmitt (2009: 232ff). Zur weiteren Genealogie der Netzwerkforschung um White siehe auch Freeman (2004) und Mische (i.E.).

handeln, rücken die Regelmäßigkeiten in den Beziehungsstrukturen von Einzelnen und Kollektiven in den Blick. Notizen dieser Vorlesung, die *Notes on the Constituents of Social Structure* (White 2008b), dienen seit Jahrzehnten als informelle Referenz der Netzwerkforschung (Santoro 2008).⁶

Aus der Gruppe der Strukturalisten in Harvard heraus entstand in den 1970er und 1980er Jahren eine Reihe von richtungweisenden theoretischen und methodischen Arbeiten. So weist Whites Arbeit zu Vakanzketten darauf hin, wie insbesondere Leerstellen die Arbeitsplatzsuche strukturell formatieren (1970). Einen Meilenstein der soziologischen Theoriediskussion setzen White und seine Koautoren durch die Ausarbeitung der Idee der *Rollenstruktur* mit dem Konzept der strukturellen Äquivalenz und dem Verfahren der Blockmodellanalyse (White/Breiger 1975). Sie liefern damit einen theoretischen Beitrag zu der Frage, wie soziale Strukturen durch Rollenkategorien geordnet sind. Die Formalisierung von Rollenstruktur erfolgt durch das Konzept der *strukturellen Äquivalenz*. Strukturelle Äquivalenz meint, dass Akteure in einem Netzwerk nicht unbedingt nur durch ihre unmittelbare Verbundenheit mit anderen Akteuren beeinflusst werden. Vielmehr werden Akteure aufgrund der Muster von Beziehungen im Gesamtnetzwerk in „Äquivalenzklassen“ eingruppiert.

In der ursprünglichen Version (Lorrain/White 1971) sind zwei Akteure strukturell äquivalent, wenn sie genau die gleichen Verbindungen zu und von anderen Mitgliedern des Netzwerks aufweisen, ohne notwendigerweise miteinander verbunden zu sein. Dahinter steckt die Vorstellung, dass auf diese Weise Rollenkategorien wie z.B. Anführer und Untergebene aber auch Subgruppen in einer Netzwerkstruktur identifiziert werden können – und dass es solche Kategorien von Akteuren mit spezifischen Beziehungen zu anderen Kategorien von Akteuren sind, die die soziale Realität prägen. Die algorithmische Umsetzung dieser Äquivalenzidee findet sich in der *Blockmodellanalyse* (Breiger et al. 1975; White et al. 1976; White/Breiger 1975), mit deren Hilfe die Struktur der Beziehungen vereinfacht wird. Empirische Arbeiten, die die Blockmodellanalyse verwenden, sind seit Ende der 1970er Jahre zu unterschiedlichen Untersuchungsgebieten erschienen (z.B. Breiger 1976, 1981; Breiger/Pattison 1978; Snyder/Kick 1979).

Ende der 1980er Jahre fasst Barry Wellman fünf paradigmatische Charakteristika in einem starken Programm des amerikanischen Strukturalismus wie folgt zusammen (1988: 20):

„1. Behavior is interpreted in terms of structural constraints on activity, rather than in terms of inner forces within units (e.g. „socialization to norms“) that impel behavior in a voluntaristic, sometimes teleological, push toward a desired goal.

6 So taucht das Konzept der *catnets* hier erstmalig auf, also die Idee der dualen Verbundenheit von Beziehungen und Kategorien (Tilly 1978). Auch lassen sich in der Vorstellung von bestimmten kulturellen Rahmen (*frames*) bereits hier Ansätze zur Verbindung von struktureller und kultureller Analyse finden, die White insbesondere in seinem 1992 erstmalig erschienenem *Identity and Control* weiter ausarbeitet. Damit befindet sich die Wiege der relationalen Soziologie, die sich verstärkt mit kulturellen Aspekten beschäftigt, bereits in Vorlesungen der 1960er Jahre.

2. Analyses focus on the relations between the units, instead of trying to sort units into categories defined by the inner attributes (or essences) of these units.
3. A central consideration is how the patterned relationships among multiple alters jointly affect network members' behavior. Hence, it is not assumed that network members engage only in multiple duets with separate alters.
4. Structure is treated as a network of networks that may or may not be partitioned into discrete groups. It is not assumed a priori that tightly bounded groups are, intrinsically, the building blocks of the structure.
5. Analytic models deal directly with the patterned, relational nature of social structure in order to supplement – and sometimes supplant – mainstream statistical methods that demand independent units of analysis.“

Dieses strukturelle Programm fokussiert auf die strukturellen Muster der Beziehungstypen und klammert kulturelle Bedeutungen von Netzwerkverbindungen explizit aus (White et al. 1976: 734). Die Lücken, die diese fehlende Konzeptualisierung von Kultur für die Weiterentwicklung des Strukturalismus bedeuten, werden besonders Ende der 1980er Jahre immer deutlicher. So gibt es einerseits Ansätze, kulturelle Phänomene mit Hilfe der strukturellen Äquivalenz zu erklären (z.B. Faulkner 1983; Gerhards/Anheier 1987), andererseits auch Untersuchungen, die Kultur und Struktur gleichzeitig analysieren z.B. im Hinblick auf Organisationsstrukturen (DiMaggio 1986, 1992), Ideenbildungsprozesse (Bearman 1993) oder örtliche Zugehörigkeit (Gould 1991). Zudem mehrt sich die Kritik, dass die Netzwerkanalyse „all too often denies in practice that crucial notion that social structure, culture, and human agency presuppose one another“ (Emirbayer/Goodwin 1994: 1413). Netzwerke, so das Argument von Emirbayer und Goodwin, bestehen aus sozialen Beziehungen, die auf kulturellen Annahmen basieren und denen Akteure Bedeutungen zuschreiben.

1992 schlägt White dann einen Ansatz vor, wie Struktur und Kultur gemeinsam neu strukturalistisch analysiert werden können. Als ehemaliger Wegbereiter des klassischen strukturalistischen Programms versteht White nun Netzwerke als fluide Strukturformen und gilt mit seiner „phänomenologischen Netzwerktheorie“ (Fuhse 2008a) als wichtigster Vertreter der relationalen Soziologie (Mützel 2009c). In *Identity and Control* (1992, 2008a) entwickelt er eine allgemeine Netzwerktheorie, in der er konzeptionell den Ansatz der strukturellen Äquivalenz mit der Einsicht verbindet, dass Netzwerke auf sozialen Beziehungen basieren, die auf kulturellen Annahmen und Interpretationen beruhen.⁷ In diesem Vorschlag geht es White zum einen darum zu zeigen, dass der vielgestaltige Charakter moderner sozialer Beziehungen dadurch ermöglicht wird, dass Akteure über unterschiedliche soziale Kontexte hinweg Verbindungen herstellen und wieder lösen. Das

7 Wie Steven Brint deutlich gemacht hat, stecken bereits im Konzept der strukturellen Äquivalenz und im Verfahren der Blockmodellanalyse Annahmen, die auf eine sinnhafte Prägung von Netzwerken weisen (1992). So sind in dem Modell die Beziehungen zwischen Akteuren ja weitgehend durch Rollenkategorien geprägt, die selbst auf der Ebene des Sinns liegen. Zudem ist die Unterscheidung zwischen unterschiedlichen Beziehungstypen (wie „Freundschaft“, „Einfluss“ oder „Wertschätzung“) eine wichtige Vorbedingung des Modells, die selbst wieder auf der Ebene des Sinns erfolgen muss (Fuhse 2009a: 55f).

strukturalistische Bild der Netzwerkforschung von Beziehungen als ermittelbare und erfassbare Verbindungen ohne Ziel- und Inhaltsambiguitäten wird damit grundsätzlich in Frage gestellt. In den Blick rückt dafür, wie Bedeutungen im sozialen Kontext entstehen.

Die relevanten Untersuchungseinheiten, die sich auf einer analytischen Ebene vor Einheiten wie Person, Handlung und Kontext befinden, sind in Whites Terminologie Identitäten (*identity*), Kontrolle (*control*) und Netzwerkdomeänen (*netdoms*). Identitäten entstehen aus Bestrebungen nach Halt und Positionierung (Kontrolle) allein und in Interaktion mit anderen Identitäten. Durch die Positionierung einer Identität können andere, nach Halt strebende Identitäten sich in Beziehung dazu setzen. Die Kontrollbestrebungen einer Identität ergeben dann die soziale Realität für andere, die diesen Bestrebungen und damit der Identität Bedeutungen zusprechen. So kann eine Identität von anderen als stabil verankert wahrgenommen werden und doch gleichzeitig durch ihre Bestrebungen nach Halt für andere Unsicherheit produzieren. Die Kontrollprojekte von Identitäten resultieren damit in diskursiven Interaktionen, die wiederum Bedeutungen generieren (Mützel 2002, 2007, 2009a). Auf diese Weise gehen Identitäten Verbindungen miteinander ein, werden durch und in diesen Verbindungen zu anderen Identitäten aber erst auf der sozialen Ebene definiert und konstituiert (Fuhse 2009c).⁸

Kontrollbestrebungen von Identitäten als Reaktion und Produkt von Unsicherheit finden zwischen und innerhalb von Netzwerkdomeänen (*netdoms*) statt, einer gleichzeitigen „Verbandelung“ und Verdichtung von Themenfeldern und Beziehungen. In diesem Geflecht aus Struktur und Kultur treffen Identitäten auf andere Identitäten. Jedes *netdom* ist durch seine Zusammensetzung von Geschichten und seine Arten von Beziehungen charakterisiert (Mische/White 1998). Aus der Sicht von Identitäten bewegen sich diese auf der Suche nach Kontrolle in unterschiedlichen *netdoms*, können sich daran koppeln oder entkoppeln. Ereignisse, verstanden als Wechsel von Umgebungen, leiten Kontrollbestrebungen von Identitäten ein. Beim Auftreffen von neuen *netdoms* und neuen Identitäten kommt es zu so genannten *switchings*, einem situativen Umschalten, das gleichzeitig eine Entkopplung nicht mehr aktiver *netdoms* ist und eine Einbettung zu aktiven *netdoms* herstellt. Ein Wechsel von *netdom* zu *netdom* ermöglicht sowohl eine Reflektion über die Verbindungen innerhalb eines *netdoms* als auch die Möglichkeit für neue Bedeutungen. Wie Linguisten für den Gebrauch unterschiedlicher Sprachregister unterschiedlicher sozialer Domänen wie z.B. Familie oder Arbeit feststellen konnten, schalten Sprecher je nach Kontext unterschiedlicher Domänen wie z.B. Familie oder Arbeit von einem Sprachregister zu einem anderen um (z.B. Halliday 1973). Sprache und Kontext sind also gegenseitig miteinander gekoppelt. White nutzt diese Idee des *switchings* als

8 Dabei benutzt White verschiedene Identitätsbegriffe (2008a: 10f): Erstens steht Identität für vorsoziale Einheiten (im Sinne eines primordialen Handlungsimpulses), die im Sozialen um Kontrolle miteinander ringen. Eine zweite Bedeutung sieht White in dem „social face“, das Mitglieder einer Gruppe erhalten – das also bereits sozial konstruiert ist. Auch die dritte und vierte Identitätsbegriffe sind sozial konstruiert: Ein Mensch erhält eine Identität (3.) aus den Switching-Prozessen zwischen verschiedenen *Netdoms* bzw. (4.) in der nachträglichen Beschreibung seiner Karriere von außen.

zentralen Mechanismus, der durch soziokulturelle Diskontinuitäten neue Bedeutungen entstehen lässt (Mische/White 1998; Mützel 2008; White 1995, 2003; White et al. 2007; White/Godart 2007).

Nach White sind Netzwerke fluide, mehrlagige Beziehungsstrukturen, die auf Bedeutungszuschreibungen basieren und selber Bedeutungen generieren. Bedeutungen gerinnen und formieren sich zu Geschichten (*stories*). Geschichten entstehen somit als Begleiterscheinung des Wechsels zwischen Netzwerkdomänen, die neue Bedeutungszuschreibungen ermöglichen, und sind Interpretationen von Beziehungen. Verbindungen zwischen Akteuren sind also nicht nur und nicht unbedingt klassische Elemente des Austauschs (etwa Freundschaft und Ressourcen), sondern sind auch phänomenologische Konstrukte, die aus dem Erzählen von Geschichten entstehen. Gleichzeitig konstruieren diese Geschichten (die aus der diskursiven Interaktion von um Kontrolle ringenden Identitäten entstehen) die Identitäten der beteiligten Akteure im jeweiligen Kontext (Mützel 2007, 2009b). Netzwerke bestehen also aus Geschichten und Identitäten, die jeweils ohne einander nicht denkbar sind und erst in der Verflechtung miteinander in Transaktionsprozessen entstehen.

Diese theoretischen Überlegungen von White machen deutlich, dass relationale Soziologie und phänomenologische Netzwerktheorie von einer grundlegenden Verwobenheit von Netzwerkstrukturen mit kulturellen Formen ausgehen. Zugleich macht White eine Wende, mit der nicht mehr quasi-stabile Strukturen, sondern einzelne kommunikative Ereignisse als die Grundeinheit des Sozialen fungieren (Schmitt 2009: 269, 271 ff). Während White, Emirbayer und Tilly hierfür zunächst von „Transaktionen“ sprechen, wird in den letzten Jahren vermehrt der Kommunikationsbegriff (teilweise in Anlehnung an Luhmann) verwandt (Fuhse 2009c; White et al. 2007). Ann Mische fasst die sich ergebende Sichtweise folgendermaßen zusammen (2003: 258):

„[...] social networks are seen not merely as locations for, or conduits of, cultural formations, but rather as *composed of* culturally constituted processes of communicative interaction.“

Neben White gibt es eine Reihe von weiteren Protagonisten, die der relationalen Soziologie zugeordnet werden können, da sie sich um Erweiterungen des strukturalistischen Programms bemühen. Bei diesen Erweiterungen geht es um das Einbeziehen sowohl von kulturellen Aspekten als auch von historischen Prozessen in die strukturalen Analysen. Es lassen sich also unterschiedliche Akzentsetzungen vorfinden. Einige von den bekannten Protagonisten haben die kulturelle Wende vom klassischen Strukturalismus zur relationalen Soziologie mitgemacht und entscheidend mitgeprägt. Andere Netzwerkforscher wie Burt, Granovetter oder Wellman beziehen sich bei ihren Analysen nicht weiter auf die kulturelle Dimension und bleiben dem klassischen strukturalistischen Programm verhaftet.⁹

9 Dies wird mittlerweile auch von ihnen selbst reflektiert (z.B. Granovetter 2007).

1. Peter Bearman hat den Wandel des klassischen strukturalistischen Programms entscheidend mitgeprägt. Bereits in seiner Arbeit zur Entstehung einer neuen Elitenstruktur in England im 16./17. Jahrhundert beschäftigt er sich aus strukturaler Perspektive damit, wie Ideen und Rhetorik Einfluss auf Strukturbildungsprozesse nehmen (1993). Sein analytischer Blick ist fundamental von dem Konzept der Rollenstruktur geprägt. Sein analytisches Interesse an der Tiefenstruktur von sozialen Phänomenen lässt ihn mit ganz unterschiedlichen empirischen Untersuchungsfeldern arbeiten wie z.B. der Arbeit New Yorker Portiers (Bearman 2005) oder der Identitätsbildung durch biographische Erzählungen (Bearman et al. 1999; Bearman/Stovel 2000).
2. John Mohr hingegen verfolgt einen „neuen strukturalistischen Institutionalismus“ (2000) und beschäftigt sich dabei insbesondere mit Methoden und Theorien der Kulturanalyse, u.a. dem Konzept der Dualität von Kultur und Praktiken und auch der Feld- und Praxistheorie Bourdieus.¹⁰ Mohr ist maßgeblich daran beteiligt, dass die Methode der Galois-Gitter (*Galois Lattices*) in die Diskussionen der relationalen Soziologie eingebracht wurde. Anhand der damit modellierten Dualität von organisatorischen Praktiken und kulturellen Kategorien können Mohr und Duquenne (1997) eine sich über die Zeit verändernde institutionalisierte Struktur von Interpretationen der Armutsverwaltung in New York Ende des 19. Jahrhunderts zeigen. Seine institutionalistischen Arbeiten versuchen sowohl feld- als auch netzwerktheoretische Konzepte miteinander zu verbinden (Breiger/Mohr 2004; Mohr/Friedland 2008; Mohr/White 2008).
3. Ronald L. Breiger hat maßgeblich zur Etablierung der Netzwerkanalyse beigetragen und ist ebenfalls ein wichtiger Akteur der relationalen Soziologie. Seine Formalisierung der Dualitätsidee lässt sich sowohl auf Galois-Gitter-Analysen als auch auf Korrespondenzanalysen übertragen (Breiger 2000); damit ist die gleichzeitige Untersuchung von kulturellen und strukturellen Aspekten möglich. Seine Beiträge prägen die Diskussionen um relationale Methoden und theoretische Fortschritte in der Analyse von Kultur (Sonnett/Breiger 2004). In seinen Arbeiten zu „kulturellen Löchern“ untersucht er systematisch die Brücke zwischen strukturalistischer Netzwerkanalyse und kultureller Dimension (Breiger 2007; Pachucki/Breiger 2010).
4. Ann Mische schlägt mit ihren Arbeiten eine Brücke zwischen der Forschung zu sozialen Bewegungen und der relationalen Soziologie. Ihre Analyse zu sozialen Bewegungen basieren auf mehrjährigen Forschungen zu brasilianischen Studentenprotesten (2008). Sie arbeitet dazu multimethodisch und setzt sowohl qualitative Daten als auch quantitative Analysen wie Galois-Gitter ein (Mische/Pattison 2000). Ihr theoretischer Beitrag zur relationalen Soziologie findet sich insbesondere zur Rolle

¹⁰ Der von ihm herausgegebene Band der Zeitschrift *Poetics* (Jg. 27, Heft 2-3, März 2000) versammelt unter dem Titel „Relational analysis and institutional meanings“ viele wichtige Beiträge zur relationalen Soziologie.

von Unterhaltungen und Geschichten für die Entstehung von Netzwerken (Mische 2003; Mische/White 1998).

5. John Levi Martin kommt zur relationalen Soziologie über eine Auseinandersetzung mit der Kultursociologie aus strukturalistischer Perspektive. Seine richtungsweisenden empirischen Arbeiten zum Zusammenhang von Netzwerkbeziehungen und kulturellen Orientierungen (Martin 1998, 2002, 2005) beruhen auf dem Datensatz zu Kommunen in den USA von Zablocki (1980). Daneben hat Martin unter anderem die Relevanz der Feldtheorie für die Netzwerkforschung aufgezeigt (2003), zur Geschlechterdifferenz gearbeitet (2006) und die zugrunde liegende Klassenkategorisierungen in einem bekannten Kinderbuch rekonstruiert (2000). Seine neuesten Arbeiten drehen sich um die Frage der Konstitution von gesellschaftlichen Makrostrukturen auf der Basis von Netzwerkkonfigurationen (2009).

3. Transatlantische Brückenschläge

Die relationale Soziologie ist bisher vor allem ein nordamerikanisches Phänomen und findet dort bislang die größte Aufmerksamkeit. Wie kann in Anbetracht dessen ein deutscher Beitrag zur relationalen Soziologie aussehen – inwiefern kann dieser Band mehr sein als ein Blick aus der Ferne ins ‚Gelobte Land‘ der relationalen Soziologie? Dem Argument der „kulturellen Löcher“ von Breiger (Pachucki/Breiger 2010; siehe auch den Beitrag von Breiger in diesem Band) zufolge, bilden sich in getrennten Netzwerkclustern (hier: der deutschen und der nordamerikanischen Soziologie) unterschiedliche Kulturen – und aus der Überbrückung der „kulturellen Löcher“ zwischen ihnen ergeben sich Innovationspotenziale. Die relationale Soziologie selbst stellt eine solche Verbindung zwischen der strukturalistischen Netzwerkforschung und eher kultursociologischen Ansätzen dar. Auch die Verbindungen zwischen der relationalen Soziologie und den verschiedenen deutschen Forschungstraditionen müssten entsprechend Innovationspotenziale bergen. Ein Teil der Beiträge in diesem Band widmet sich insbesondere diesen Verknüpfungsmöglichkeiten etwa zwischen der Systemtheorie und der relationalen Soziologie und klopft diese auf ihre Fruchtbarkeit ab.

Zur besseren Systematisierung wird im Folgenden ein knapper Überblick über bereits existierenden Verknüpfungen zwischen der relationalen Soziologie und verschiedenen europäischen Forschungstraditionen gegeben. Diese konzentrieren sich bisher vor allem auf theoretische Fragestellungen – so gibt es Verknüpfungen etwa mit der Systemtheorie Luhmanns, mit der Akteur-Netzwerk-Theorie, mit der Theorie Bourdieus oder mit der deutschen Version der Rational Choice-Theorie (vor allem von Hartmut Esser). Verknüpfungen in der empirischen Anwendung oder in den Forschungsmethoden der qualitativen Netzwerkforschung (Hollstein/Straus 2006) werden bisher relativ wenig diskutiert (z.B. Häußling 2006).

3.1 *Klassiker: Georg Simmel, Leopold von Wiese und Norbert Elias*

Der offensichtlichste und früheste Anknüpfungspunkt der relationalen Soziologie ist in der formalen Soziologie von Georg Simmel und Leopold von Wiese zu finden. Da aber die formale Soziologie mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland an ein Ende gekommen ist, findet sich hier keine soziologische Schule, die gewissermaßen die Tradition pflegt und als Ansprechpartner der relationalen Soziologie dienen könnte. Entsprechend sind es eher vereinzelte Arbeiten, die den Bezug zwischen formaler und relationaler Soziologie herstellen. So zieht Breiger in einem Aufsatz ein Netzwerkmodell sozialer Kontrolle aus den theoretischen Vorarbeiten Simmels (Breiger 1990). Betina Hollstein verweist in ihren Überlegungen zu Simmel auf die Fruchtbarkeit möglicher Verknüpfungen der relationalen und der formalen Soziologie (2008: 92). Christian Stegbauer setzt für seine Betrachtungen zu Reziprozität, zu Freundschaft und zu Netzwerken im Internet systematisch an Simmel und an der Beziehungslehre von Wieses an und verknüpft diese mit der Netzwerktheorie von White (Stegbauer 2002: 131ff; 2008b). Simmel und White stehen ebenfalls Pate für das von Roger Häußling entwickelte „relationale Konzept von Emotionen“ (2009a: 85ff). Bezüge zur Gebildelehre von Wieses fehlen allerdings bisher. Auch die Figurationssoziologie von Norbert Elias bleibt bislang trotz offensichtlicher Anknüpfungspunkte weitgehend unbeachtet in der relationalen Soziologie (Fuhse 2008b: 33ff).

3.2 *Pierre Bourdieu: Praktiken, Ungleichheit und Feldtheorie*

Wie oben angeführt geht Bourdieus Feld- und Praxistheorie von einem relationalen Credo aus, allerdings ohne dies im Sinne der hier vertretenen relationalen Soziologie einzulösen (Trezzini 1998b: 532f). „Relationen“ stehen bei Bourdieu für Verhältnisse des mehr-oder-weniger von verschiedenen Kapitalsorten in einem sozialen Feld. Es geht ihm also um relative Positionierungen und nicht um Sozialbeziehungen im Sinne der Netzwerkforschung. In diesem Sinne kritisiert Bourdieu, die Netzwerkanalyse konzentriere sich zu sehr auf empirisch beobachtbare, manifeste Interaktionsbeziehungen und verliere die theoretisch deduzierbaren „objektiven“ Beziehungen in Feldern aus dem Blick (Bourdieu 2002, 2005; Bourdieu/Wacquant 1992).

Trotz dieser prinzipiellen Unterschiedlichkeit der Perspektive ergibt sich eine Reihe von fruchtbaren Anknüpfungspunkten zwischen Bourdieus Theorie und der relationalen Soziologie. So lieferten Bourdieus Arbeiten wesentliche Anstöße für die „kulturelle Wende“ der Netzwerkforschung. Der wichtigste Brückenbauer für die relationale Soziologie ist Paul DiMaggio: Bereits Ende der 1970er Jahre wies er auf die Relevanz von Bourdieu hin und nahm als einer der ersten Autoren Bourdieus Gedanken sowohl in Arbeiten zur Ungleichheitsforschung wie auch zur Feldtheorie in die US-amerikanische Soziologie auf (DiMaggio 1979, 1983, 1986, 1987; DiMaggio/Mohr 1985). Auch andere kultursoziologisch interessierte nordamerikanische Autorinnen und Autoren verwen-

ten Überlegungen von Bourdieu für ihre ungleichheitssoziologischen Arbeiten auf (z.B. Erickson 1996; Lizardo 2006; siehe dazu auch den Beitrag von Fuhse in diesem Band).

Darüber hinaus weisen Mohr und Breiger auf die Limitationen der von Bourdieu präferierten korrespondenzanalytischen Methode hin und erläutern Vorschläge, diese entsprechend seiner multidimensionalen, praxistheoretischen und dynamischen Theorie zu erweitern. Ihnen zufolge kann die Dualität von Struktur und Praxis alternativ zur Korrespondenzanalyse mit Hilfe von Galois-Gittern (*Galois Lattices*) operationalisiert werden. In *Galois-Lattice*-Diagrammen lassen sich gleichzeitig Objekte zeigen, die sich trotz unterschiedlicher Analyseebenen, wie Struktur und Praxis, gegenseitig konstituieren (Breiger 2000: 104; Mohr 1998; Wasserman/Faust 1994: 326ff).

Insbesondere die US-amerikanische Organisationsforschung beschäftigt sich mit Bourdieus Praxistheorie in institutionellen Feldern und stellt Verbindungen zur relationalen Soziologie her. Mustafa Emirbayer und Victoria Johnson argumentieren, dass die Organisationsforschung Bourdieus relationale Perspektive noch nicht hinlänglich für Theorie und Empirie ausgeschöpft hat (2008). Roger Friedland weist auf Bourdieus unterkonzeptualisierten Praxisbegriff hin und argumentiert für eine institutionelle Logik von Praxis (Friedland/Alford 1991), deren Bedeutung sich materiell konstituiert (2009) und die sich relational aus Kategorien und Praktiken zusammensetzt (Mohr/White 2008). In Deutschland beschäftigt sich vor allem Frank Hillebrandt mit dem praxistheoretischen Teil von Bourdieus Theorie und argumentiert für ein praxistheoretisches Verständnis von Tausch als strukturbildendem Mechanismus (2006, 2009). Dies könnte im Sinne einer relationalen Soziologie insbesondere um relationale Methoden ausgebaut werden.

Andere Autoren nehmen vor allem Bourdieus Überlegungen zur Konstitution sozialer Felder auf, zielen aber auf eine netzwerkanalytische Untersuchung der „Relationen“ zwischen Akteuren in Feldern. DiMaggio identifiziert mittels der Blockmodellanalyse Positionen in Feldern und deren regelbedingten Beziehungen zueinander (1986). Helmut Anheier, Jürgen Gerhards und Frank Romo untersuchen das Wechselspiel der von Bourdieu konzipierten verschiedenen Kapitalsorten (kulturelles, ökonomisches, soziales und symbolisches) in der Konstitution des Kölner Kunstfeldes (1995). Wie bei DiMaggio werden die Positionen im Feld mit einer Blockmodellanalyse ermittelt. Sophie Mützel greift die Anregungen Bourdieus und Whites für die Modellierung von Prozessen in der Wirtschaft auf (2006). Entgegen dieser verschiedenen Ansätze sieht Martin für seine Feldtheorie Bourdieus Arbeiten als weniger fruchtbar als die älteren Arbeiten von Kurt Lewin und Wolfgang Köhler (2003). Jan Fuhse greift in seinem Vergleich zwischen der Verknüpfbarkeit der Netzwerkforschung mit der Feld- und der Systemtheorie denn auch weniger auf Bourdieu als auf die eigenständigen Konzeptionen von DiMaggio und Martin zurück (2009b).

3.3 Niklas Luhmann: System- und Kommunikationstheorie

In der Systemtheorie sind Gedanken aus Whites Netzwerktheorie schon relativ früh aufgenommen worden. So hat Dirk Baecker bereits 1996 in einer Rezension von Whites *Identity and Control* auf die Ähnlichkeit der Grundgedanken mit denen der Systemtheorie und auf fruchtbare Verbindungsmöglichkeiten hingewiesen. 2005 wurde White als erster Niklas Luhmann-Gastprofessor an die Universität Bielefeld eingeladen. Allerdings konzentriert sich die Aufmerksamkeit der Systemtheorie weiterhin fast ausschließlich auf die Arbeiten Whites und lässt vor allem die zahlreichen empirischen Arbeiten der relationalen Soziologie weitgehend unbeachtet.

Baecker selbst konzipiert Netzwerke inzwischen als eine der Grundformen von Kommunikation (2005: 79f, 226ff). In Anlehnung an White konzipiert er diese als Formen (im Sinne George Spencer Browns), mit denen in der Kommunikation Identitäten und deren Kontrollprojekte voneinander unterschieden (und miteinander verbunden) werden. Damit treten Netzwerke bei Baecker neben soziale Systeme und Personen als elementare Strukturen der Kommunikation. In der Gesellschaft der Gegenwart sieht er ein Überhandnehmen der Netzwerke gegenüber den Systemen, sodass zunehmend von einer Netzwerkgesellschaft gesprochen werden könne (Baecker 2007: 21ff). Im Anschluss an Baeckers Gedanken beschreibt auch Athanasios Karafilidis (2009 und in diesem Band) Netzwerke als Formen, die in der Kommunikation produziert werden und diese prägen. Dabei betont er insbesondere, dass alle Relationiertheit in Netzwerken auch auf Entkopplungen an Grenzen beruht. Maren Lehmann zufolge beruhen Stellenbesetzungen nicht nur auf dem Systemcharakter von Organisationen, sondern auch auf der Konstruktion von Individualität im Anschluss an Whites Identitätstheorie (2007: 476ff). Michael Hutter hingegen setzt bei den von White entworfenen ‚disciplines‘ (von markt-förmigen ‚interfaces‘ bis zu ‚councils‘ wie z.B. Parlamenten) an und sieht diese als fruchtbare Ergänzung der Luhmannschen Gesellschaftstheorie (2007: 43f).

Eine weiter gehende Verbindung findet sich in den wissens- und kultursoziologischen Arbeiten von Stephan Fuchs (2001b). Fuchs sieht Kultur und Gesellschaft allgemein geordnet in Netzwerken, die nur ausnahmsweise und graduell Grenzen ziehen, eigene Identitäten entwickeln und dadurch zu Systemen mit einem klaren Innen und Außen werden. Ähnlich formuliert auch Fuhse für Gruppen und kollektive Identitätssysteme, dass sich soziale Netzwerke zum Beispiel in Straßengangs mittels scharfer Grenzziehung und der Etablierung kollektiver Identität graduell zu selbstreferentiellen Kommunikationssystemen entwickeln können (2003). Für ihn – wie auch für Boris Holzer – bestehen allerdings Netzwerke selbst wiederum aus dyadischen Kommunikationssystemen: Die Strukturen von Freundschaften genau so wie von Liebesbeziehungen, Kooperationsbeziehungen oder Feindschaften entstehen ihnen zufolge in der vorangegangenen Kommunikation (Fuhse 2002: 414ff; Holzer 2006: 102; siehe auch den Beitrag von Holzer in diesem Band). Insofern bilden Sozialbeziehungen selbstreferentielle Kommunikationssysteme, die in Netzwerken miteinander verknüpft werden und in denen – wie bei White – die Identitäten der beteiligten Akteure kommunikativ (und narrativ) verhandelt wer-

den (Fuhse 2009c). An diese Überlegungen schließt Marco Schmitt an (2009). Schmitt sieht die von Luhmann konzipierten Kommunikationsprozesse als Grundlage der Bildung von sozialen Strukturen, die in Netzwerken wie in Systemen organisiert sein können und die er als ‚soziales Gedächtnis‘ fasst. Holzer hingegen nimmt die Systemtheorie als Ausgangspunkt seiner Überlegungen und fragt nach den Bedingungen der Möglichkeit der Bildung von Netzwerkstrukturen auf den verschiedenen von Luhmann konzipierten Systemebenen: Interaktion, Organisation und Gesellschaft (Holzer 2008).

In ersten Ansätzen sind Gedanken aus der Systemtheorie auch bereits in die relationale Soziologie integriert worden, sodass wir hier eine richtiggehende ‚transatlantische Brücke‘ finden. White sieht insbesondere das Konzept des objektiven, sozial produzierten Sinns als kompatibel mit seinen Überlegungen (White et al. 2007), verortet diesen aber nicht wie Luhmann in abgeschlossenen Sozialsystemen. Außerdem fasst er Netzwerke selbst als das Ergebnis von Luhmannschen Kommunikationsprozessen im Luhmannschen Sinne. Dabei kritisiert er Luhmann für eine allzu dyadische Grundlegung von Kommunikationsprozessen im Theorem der doppelten Kontingenz. Kommunikation müsste immer mit Konstellationen von multiplen Identitäten umgehen (und damit diese Identitäten in Beziehung zueinander setzen und definieren), also von einer Situation „multipler Kontingenz“ ausgehen (White et al. 2007: 546). Eine empirische Anwendung der Idee, dass Netzwerke in Kommunikationsprozessen emergieren und reproduziert werden, findet sich Gibsons Analyse von turn-takings und Kommunikationsstrukturen in Manager-Meetings (2003).¹¹

3.4 *Akteur-Netzwerk-Theorie*

Ein weiterer Theorieansatz, der sich mit Relationen beschäftigt, ist die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT). Ursprünglich aus der Wissenschafts-, Technik- und Innovationsforschung seit den 1980er Jahre erwachsen, zielt die ANT jedoch auf breitere theoretische Aussagen für die Soziologie (z.B. Latour 2007; Reckwitz 2008). Als Hauptbegründer der ANT gelten Michel Callon, Bruno Latour und John Law.¹² Die ANT zeichnet sich durch eine prozessuale Perspektive aus, in der die Analystin der Verknüpfung heterogener (menschlicher wie nicht-menschlicher) Akteure zu Netzwerken verfolgt. Während des Verknüpfungsprozesses konstituieren sich die Akteure, verändern aber auch ihre Be-

11 Gibson selbst verweist darin eher beiläufig auf Luhmann. Seine Arbeit liefert aber einen Beleg dafür, dass die abstrakten theoretischen Überlegungen von Luhmann und White tatsächlich fruchtbar in empirische Forschung zu übersetzen sind, wobei der Kommunikationsprozess und nicht der einzelne, befragbare Akteur zum Untersuchungsgegenstand gemacht wird.

12 Zur ANT im weitesten Sinne können auch die Kreise der neuen französischen Sozialwissenschaften, nämlich der Ökonomie der Konventionen, der Soziologie der Übersetzung, Soziologie der Rechtfertigung und allgemein der pragmatischen Soziologie gezählt werden. Eine Verbindung zwischen der Ökonomie der Konventionen und der relationalen Soziologie liefert Rainer Diaz-Bone (2009 und in diesem Band).

deutung für den Prozess selbst. Der Begriff des Netzwerkes wird innerhalb der ANT als Metapher, als Heuristik und auch als Methodik verwandt.

Die ANT wird als soziologische Theorie seit einigen Jahren im deutschsprachigen Raum kontrovers diskutiert (z.B. Holzinger 2009; Kneer 2008; Schulz-Schaeffer 2000), jedoch ohne sich dabei auf die netzwerktheoretischen Komponenten zu beziehen. Dies unternimmt zum einen Henning Laux, der einen Vergleich zwischen Whites and Latours Theorien aufstellt und insbesondere auf gesellschaftstheoretische Lücken beider hinweist (2009). Einen anderen Beitrag, fruchtbare Verbindungen zwischen ANT und relationaler Soziologie aufzuzeigen, präsentiert Mützel (2009c). Sie weist auf konzeptionelle Ähnlichkeiten und methodologische Differenzen hin und zeigt, dass sich gerade in den letzten Jahren eine deutliche Annäherung der bislang wenig verbundenen Theorieströmungen abzeichnet. Beide Theorien interessieren sich für die Konstruktion des Sozialen ohne Vorannahmen, legen besonderes Augenmerk auf empirische Analysen, verstehen die Produktion von Bedeutung transaktional und als integraler Bestandteil der Verbundenheit von Netzwerkelementen und konzipieren Netzwerke als dynamische soziokulturelle Formationen. Methodisch nutzen sowohl die relationale Soziologie als auch die ANT qualitative Daten und visualisiert diese durch formale Analysen (z.B. Callon 2006; Cambrosio et al. 2006). Jedoch besteht eine entscheidende Differenz im Akteursbegriff und der Rolle von Geschichten. Während ANT menschliche und nicht-menschliche Akteure symmetrisch behandelt, können in der relationalen Soziologie nur menschliche, kollektive und korporative Akteure Geschichten erzählen und somit Dingen Bedeutung zuschreiben, diese in das Netzwerk integrieren und somit „handeln“ (Godart/White 2009).

3.5 Handlungen in Netzwerken: Rational Choice

Wie einleitend angedeutet, bestehen grundlegende Unterschiede zwischen einer handlungstheoretischen Perspektive und den Grundannahmen der relationalen Soziologie: Mit dem Handlungsbegriff werden individuelle Interessen und Motive als grundlegendes Erklärungsmoment sozialer Phänomene begriffen. Die relationale Soziologie blendet dagegen Motivlagen und auch individuelle Eigenschaften erst einmal aus und sieht in der Netzwerkstruktur und in den mit ihr verknüpften Bedeutungen die wichtigsten Ebenen des Sozialen. In diesem Sinne ist etwa in der Blockmodellanalyse das Gesamtnetzwerk Gegenstand der Untersuchung – es geht nicht um die individuelle Position im Netzwerk, sondern darum, die Strukturprinzipien der Gesamtkonstellation bzw. des untersuchten Feldes (DiMaggio 1986) zu identifizieren. Allgemein werden in der relationalen Soziologie Individuen nicht als weitgehend stabile Ausgangspunkte des Sozialen gesehen – vielmehr sind ihre Identitäten und ihr Verhalten weitgehend durch das umgebende Netzwerk festgelegt. Deswegen kritisieren die Autoren der relationalen Soziologie insbesondere die Rational Choice-Theorie wegen ihres Individuen-zentrierten Ansatzes. White formuliert bereits in der Erstauflage von *Identity and Control* (1992: 8):

„Persons should be derived from, rather than being presupposed in, basic principles of social action. One can usually impute ends from actions, but these ‚ends‘ are, despite protestations, mere by-products of previous history as adapted to current circumstance. [...] Rational choice builds upon a myth of the person as some preexisting entity.“¹³

Wie passt diese Ablehnung von handlungstheoretischen Modellierungen allgemein und besonders der Rational Choice-Theorie zum Untertitel der ersten Auflage von *Identity and Control*: „A Structural Theory of Action“? Das sechste Kapitel („Getting Action“) benutzt den Action-Begriff zwar ausgiebig. Ein mit Weber kompatibles Handlungsverständnis findet sich hier jedoch nicht: Die zentrale Frage für White geht nach den Bedingungen für produktiven Wandel, also ergebnisorientierte soziale Prozesse von sozialen Konstellationen. Wie kann die inhärente Trägheit von „sozialer Obligation und Kontext“ überwunden werden „to achieve openness sufficient for fresh action“ (White 1992: 230)? Es geht dabei weder um Motivlagen von Akteuren, noch werden menschliche Individuen zum Urheber von „action“ oder zum Träger von „agency“ gemacht. 2007 erläutert White diesbezüglich noch einmal: „Action“ steht bei ihm für „getting tasks done“: „It concerns outcomes rather than the reproduction of social structure that we want to grasp.“ (White et al. 2007: 548) Während der Webersche Handlungsbegriff nach (individuellen) Ursachen von sozialen Prozessen fragt, zielt Whites „action“ auf Ergebnisse (von sozialen Konstellationen) und enthält keinen Rekurs auf individuelle Motivlagen.¹⁴

Ungeachtet von Whites prinzipieller Ablehnung haben eine Reihe von amerikanischen und deutschen Autoren durchaus handlungstheoretische Modellierungen von sozialen Netzwerken formuliert. So sehen Emirbayer und Goodwin das „Agency“-Konzept als sinnvolle Möglichkeit, die kulturelle Ebene in der Netzwerkforschung zu berücksichtigen (1994: 1442ff). Kultur wird hier wie bei Weber als „subjektiver Sinn“ verortet und dient insbesondere als Argument gegen rein strukturalistische Varianten der Netzwerkforschung (1994: 1428ff). In diesem Sinne schreiben Emirbayer und Mische (1998: 1004):

„All social action is a concrete synthesis, shaped and conditioned, on the one hand, by the temporal-relational contexts of action and, on the other, by the dynamic element of agency itself. The latter guarantees that empirical social action will never be completely determined or structured.“

Diese Denkfigur – „Agency“ steht für Undeterminiertheit von individuellem Verhalten – findet sich auch bei Paul McLean (2007: 118f). Fuchs hat sich jedoch (mit Bezug auf White und Luhmann) in einer durchaus überzeugenden Polemik gegen diese Ansätze

13 In einem persönlichen Gespräch im September 2005 bezeichnete White die frühen Arbeiten von James Coleman als wichtige Inspiration der Netzwerkforschung. Dann wandte er sich jedoch deutlich gegen dessen spätere Grundlegung der Rational Choice-Theorie: „But then he comes up with this book [*Foundations of Social Theory*] leading to absolutely nothing.“

14 Diese begriffliche Idiosynkrasie Whites ist durchaus problematisch zu sehen – schließlich erschwert sie die Auseinandersetzung innerhalb der Disziplin und hat wohl auch zu Missinterpretationen geführt. Whites „action“ steht eben nicht für „Handlung“, sondern folgt dem auch in der deutschen Umgangssprache verbreiteten Action-Begriff, wie er in der Soziologie noch etwa bei Erving Goffmans „Where the action is“ (1967) zu finden ist.

ausgesprochen: Intentionen und Bewusstsein seien einerseits soziologisch nicht beobachtbar und insgesamt „überbewertet“ (2001a: 27ff). Andererseits könne insbesondere die Konzeption von „Agency“ als Undeterminiertheit des Handelns keinen Beitrag zu einer soziologischen Erklärung leisten (27):

„Assuming that whatever an actor actually did, he or she could have done otherwise does not explain what the actor actually did. Free will and agency are moral concessions, not social facts.“

Natürlich müssen Handlungstheorien nicht in Beliebigkeit enden, sondern erlauben durchaus präzise Modellierungen von sozialen Prozessen – wenn mehr die Regelmäßigkeit und Erwartbarkeit von bestimmten Handlungen und weniger „Agency“ betont wird. Dies geschieht in den Modellierungen bei Roger Gould und bei Randall Collins. So führt Gould die Ausbildung und Ausprägung von Statushierarchien in Netzwerken auf die nutzenmaximierende Anerkennungssuche von individuellen Akteuren zurück (2002). Jedoch bleibt hier die kulturelle Ebene vollständig ausgeblendet. Collins hingegen legt eine allgemeine Theorie von Interaktionsprozessen vor (2004). Dabei seien soziale Phänomene allgemein auf der Basis einer individuellen Maximierung von emotionaler Energie in Interaktionsritualen zu modellieren. Collins berücksichtigt nicht nur soziale Netzwerke prominent, sondern geht auch detailliert auf die Entstehung und Stabilisierung von Symbolen in der Interaktion ein (und auf deren Zusammenspiel mit Netzwerken). Insofern ist er in das Umfeld von phänomenologischer Netzwerktheorie und relationaler Soziologie einzuordnen.

In Deutschland haben verschiedene Autoren eine Verknüpfung der Theorie Whites mit der Rational Choice-Modellierung Hartmut Essers vorgeschlagen. So sieht Thomas Schweizer in Anlehnung an White und Emirbayer/Goodwin die Netzwerkstruktur wie die individuellen Kognitionen als eine vermittelnde Ebene zwischen der Handlungssituation und der dann ausgewählten Handlung (1996: 135ff). Stegbauer (in diesem Band) konzipiert dagegen auch noch die individuelle Kognition (der subjektive Sinn nach Max Weber) als ein Ergebnis der Netzwerkstruktur. In eine ähnliche Richtung geht die Interpretation von Marina Hennig, die stärker auf die Überlegungen von Emirbayer/Goodwin als auf die von White zurückgreift (Hennig 2006: 80ff).

Insgesamt geht es bei diesen Ansätzen darum, wie erstens die Netzwerkstruktur in individuellen Handlungen relevant wird. Dies kann zum einen durch die Nahelegung von bestimmten kulturellen Orientierungen und Präferenzen („framing“ und „soziale Produktionsfunktion“), zum anderen durch die Bereitstellung von Handlungsalternativen erfolgen. Die Handlungsoportunitäten werden etwa im Sozialkapitalkonzept ausführlich diskutiert. Dabei bleibt allerdings die Ebene der kulturellen Orientierungen und individuellen Präferenzen weitgehend ausgespart – Netzwerke werden alleine strukturalistisch, und nicht mit Hinblick auf die kulturelle Ebene betrachtet. Daraus erklärt sich, warum etwa in den beiden wichtigsten Bänden der letzten Jahre zum Sozialkapital in Deutschland kein einziger Hinweis auf die Theorie Whites zu finden ist (Franzen/Freitag 2007; Lüdicke/Diewald 2007). Zweitens müssen nach der Modellierung der indivi-

duellen Handlungen diese im Sinne der Aggregationslogik zu einer neuen Netzwerkstruktur „zusammengesetzt“ werden, wie dies bereits Coleman forderte. Dies gestaltet sich zumindest aufwändig, weil ja die einzelnen Handlungen jeweils in einer spezifischen Netzwerkposition erfolgen und nicht etwa einfach statistisch kumuliert werden können. Matthias Koenig sieht hier eine der wichtigsten Aufgaben einer handlungstheoretisch argumentierenden Netzwerkforschung (2008: 2904).

3.6 *Relationale Mechanismen?*

Das in den letzten Jahren einflussreiche Forschungsprogramm zu soziale Mechanismen (Hedström 2005; Hedström/Swedberg 1998; Schmid 2006) bietet einige Anknüpfungspunkte an die relationale Soziologie, wie beispielsweise die Kritik an der variablenorientierten Sozialforschung, divergiert jedoch an entscheidenden Stellen. So hat sich ganz im Sinne der Theorie der rationalen Wahl in den letzten Jahren eine Interpretation durchgesetzt, die soziale Mechanismen immer mit Rekurs auf individuelle Handlungen fassen will.

Charles Tilly vertritt in dieser Hinsicht eine entschieden andere Position (2005: 26f): Mechanismen können durchaus auf der Makro- und der Meso-Ebene zu finden sein (ohne dass sie auf die individuelle Ebene zurückgeführt werden müssen), und spezifisch „relationale Mechanismen“ wie z.B. Koalitionsbildung oder Vermittlung („brokerage“) folgen der Eigenlogik von Prozessen in Netzwerken – und stehen im Gegensatz zu „kognitiven Mechanismen“. Ein weiterer prominenter Kritiker der handlungsorientierten mechanistischen Ansätze ist Andrew Abbott, der ebenfalls die Perspektive der relationalen Soziologie einnimmt. Obwohl er mit einigen Ansatzpunkten mechanistischer Erklärungen sympathisiert, kritisiert Abbott vor allem den zugrundeliegenden methodologischen Individualismus dieser Erklärungen. Zum einen sollten nicht Akteure sondern Ereignisse (*events*) im Zentrum von soziologischen Analysen stehen, zum anderen gilt es den soziologischen Kausalitätsbegriff grundlegend zu erneuern und kontext- und zeitabhängig mit Methoden wie der Sequenzanalyse zu modellieren, die Musterbildung in Prozessen sichtbar machen (2007).¹⁵

2. **Übersicht über den Band**

Die verschiedenen Beiträge in diesem Band diskutieren einerseits bestimmte theoretische Konzepte und Anwendungsfelder der relationalen Soziologie. Andererseits liefern sie aber auch transatlantische Brückenschläge im oben vorgestellten Sinne: Sie stellen die relationale Soziologie und insbesondere die Theorie Whites in Verhältnis zu systemtheo-

15 Matthias Koenig formuliert dagegen, dass auch die „relationalen Mechanismen“ Tillys und Abbotts im Sinne Essers handlungstheoretisch rekonstruiert werden können (Koenig 2008: 2903f). Ob dies gelingt, dürfte wesentlich am Erfolg der handlungstheoretischen Übersetzung von Netzwerkkonstellationen in die oben angesprochenen zwei Schritte der Situations- und der Aggregationslogik hängen.

retischen Überlegungen, zur Sozialontologie Heideggers, zur *Économie des conventions* oder zur deutschen Lebensstilforschung. Dabei versammelt der Band eine ganze Reihe der wichtigsten Vertreter der relationalen Soziologie und ihrer Rezeption in Deutschland. Dadurch kann ein guter exemplarischer Einblick in die Grundgedanken, die Arbeitsfelder und den Facettenreichtum der relationalen Soziologie gewonnen werden. Zu den Beiträgen im Einzelnen:

Im Anschluss an diese Einleitung gibt *Ronald L. Breiger* eine systematische Einordnung des Verhältnisses von „Struktur“ und „Kultur“ in der relationalen Soziologie, womit er ihr Hauptspannungsfeld entfaltet. Sein Aufsatz thematisiert nicht nur die historische Entwicklung des Umgangs mit Struktur und Kultur in der Netzwerkforschung, sondern liefert auch Verweise auf die wichtigsten Arbeiten. Mit seiner Verknüpfung zwischen methodischen Fragen (auch der mathematischen Modellierung) und theoretischer Reflexion steht Breiger geradezu exemplarisch für die relationale Soziologie.

Es folgen drei Aufsätze, in denen auf unterschiedliche Weisen Gedanken aus der Netzwerktheorie Whites mit systemtheoretischen Überlegungen verknüpft werden: Zunächst diskutiert *Stephan Fuchs* Entwicklung und Strukturen von kulturellen Netzwerken. Ausgangspunkt für seine Überlegungen ist die Wissenschaftsforschung und die Entwicklung von wissenschaftlichen Schulen, in denen Konzepte in Netzwerken miteinander verknüpft werden. Solche „kulturellen Netzwerke“ zeigen viele Gemeinsamkeiten mit der Strukturodynamik von sozialen Netzwerken, wie Fuchs argumentiert. Der Aufsatz in diesem Band präsentiert eine Reihe von Überlegungen aus seinem Buch *Against Essentialism* (2001b) erstmals in deutscher Sprache, entwickelt aber auch neue Gedanken.

Der folgende Aufsatz von *Athanasios Karafillidis* setzt in mancherlei Hinsicht an Fuchs an. Er gibt einen problemgeleiteten Überblick über das Verhältnis von Netzwerken und Grenzen in der relationalen Soziologie.¹⁶ Anschließend greift er auf den Formbegriff von Spencer Brown zurück um zu zeigen, dass Netzwerke und Grenzen immer schon aufeinander bezogen sind, nämlich als zwei Seiten einer Form und damit im Grunde nur unterschiedliche Sichtweisen auf das gleiche Phänomen.

Im Anschluss kontrastiert *Boris Holzer* die relationale Soziologie mit einer eigenen Verortung des Konzepts der sozialen Beziehung in der Luhmannschen Systemtheorie. Er versteht Beziehungen als eigenen Typus sozialer Systeme, der sich vor allem in Interaktionssystemen konstituiert, diese aber überdauert und miteinander verknüpfen kann. Zudem strukturieren soziale Beziehungen die Kommunikation zwischen Abwesenden, etwa wenn Freunde sich Briefe oder E-Mails schreiben. Holzers Text ist in den Kontext systemtheoretischer Überlegungen zu sozialen Netzwerken einzuordnen. Er greift aber stärker als andere Autoren auf Theorieelemente von White zurück und leistet damit eine Verbindung dieser Theoriestränge.

Die folgenden fünf Beiträge diskutieren jeweils verschiedene Anwendungsfelder mit dem theoretischen Vokabular der relationalen Soziologie. Zunächst wenden sich *John*

16 Zum sehr vielschichtigen Verhältnis von Netzwerken und Grenzen siehe auch den von Roger Häußling herausgegebenen Band (2009b).

Levi Martin und *Monica Lee* der Frage zu, welche Grundkonstellationen in Netzwerken sich für den Aufbau von gesellschaftlichen Makro-Strukturen eignen. Ihre These ist, dass sich Strukturen wie politische Parteien oder staatliche Armeen aus der schrittweisen Verknüpfung von Patronagedreiecken entwickeln. Wichtige Rollen bei diesem Prozess spielen zum einen der Umgang mit Ungleichheit in verschiedenen Netzwerkkonstellationen und zum anderen die Einführung von Transitivität in geschichtete Patronage-Dreiecke – dass also beispielsweise in modernen Armeen (anders als noch im Feudalstaat) Offiziere auch den Untergebenen ihrer Untergebenen Befehle erteilen können. Der Beitrag elaboriert Überlegungen aus Martins Buch *Social Structures* (2009) und präsentiert seine Arbeiten erstmals in deutscher Sprache.

Roger Häußling entwickelt in seinem Beitrag einen relational angelegten soziologischen Designbegriff. Design wird hier sichtbar als eine Form, mit der Identitäten in Beziehung zueinander gesetzt werden. Wie in der Akteur-Netzwerk-Theorie werden dabei menschliche Akteure und nicht-menschliche Objekte miteinander relationiert. Dabei besteht Häußling im Gegensatz zur ANT auf der Unterschiedlichkeit dieser Identitäten im Netzwerk. Bezogen auf soziale Netzwerke bedeutet dies, dass menschliche Akteure über Designformen mit nicht-menschlichen Objekten – und auf diese Weise indirekt auch miteinander – verknüpft werden.

Anschließend zieht *Rainer Diaz-Bone* das Marktmodell von White mit der französischen Schule der *Économie des conventions* zusammen. Beide Ansätze, so die These von Diaz-Bone, ergänzen sich zu einer ausgefeilten Beschreibung von Märkten. Den Konventionen entspricht dabei in Ansätzen Whites Begriff des „Styles“. Dieses ist bisher allerdings nicht in Whites Markttheorie integriert und könnte hierfür wichtige Anregungen von der französischen Seite erfahren. Diaz-Bones Beitrag ist in den Kontext seiner Beschäftigung mit der Soziologie der Konventionen (2009; 2010) einzuordnen, die er hier systematisch in Richtung einer relationalen Markttheorie ausarbeitet.

Der Beitrag von *Jan Fuhse* argumentiert, dass die relationale Soziologie wichtige Konzepte für die Erforschung von sozialer Ungleichheit bereithält und dass bereits erste Schritte zu einer „relationalen Ungleichheitssoziologie“ zu beobachten sind. Anregungen hierfür finden sich in der Forschung zu persönlichen Netzwerken, in der Ungleichheitstheorie von Pierre Bourdieu, vor allem aber auch in der neueren Lebensstilforschung in Deutschland. Fuhses Arbeit steht in Zusammenhang mit seiner Forschung zur Rolle von interethnischen Beziehungen im Integrationsprozess von Migranten (Fuhse 2008b).

Christian Stegbauer wendet die relationale Soziologie in seinem Beitrag auf die Bildung von Rollenstrukturen im Internet an. Empirischer Gegenstand sind hier die Austausch- und Konkurrenzbeziehungen zwischen Internet-Vandalen in der Online-Enzyklopädie Wikipedia und Vandalen-Jägern, die versuchen, destruktive Eingriffe in Wikipedia-Artikeln rückgängig zu machen und zu unterbinden. Stegbauers Argument ist, dass in den online ausgehandelten Rollenbeziehungen auch akteurspezifische Motivationen und Restriktionen eine Rolle spielen. Sein Beitrag führt die Forschungen zu sozialen Struktur-

bildungen im Internet fort, die Stegbauer in den letzten Jahren durchgeführt hat (Stegbauer 2009; Stegbauer/Rausch 2006).

Die drei abschließenden Beiträge von Dirk Baecker, Patrik Aspers und Harrison White/Frédéric Godart setzen grundlagentheoretisch an, formulieren aber in unterschiedliche Richtungen und durchaus spekulativ Erweiterungen der relationalen Soziologie. Dabei knüpft *Dirk Baecker* – wie Stegbauer – am Handlungsbegriff an, entfaltet aber von hier aus ein Grundproblem der soziologischen Theoriebildung: Er zeigt auf, dass die Tradition der Handlungstheorie von Weber über Parsons bis zu White immer wieder mit dem Problem der Verschränktheit von sozialen und individuellen Aspekten und mit der Unzugänglichkeit des subjektiven, Handlungen antreibenden Sinns zu kämpfen hat. Baecker zufolge zeigt sich hier eine grundlegende „Krümmung des sozialen Raums“, die in der Soziologie durch verschiedene Asymmetrisierungen nur scheinbar aufgelöst werden kann. Mit Hilfe einer formentheoretischen Rekonstruktion des Handlungsbegriffs bringt Baecker dieses Problem auf den Punkt.

Der Beitrag von *Patrik Aspers* argumentiert, dass es der Soziologie allgemein an einer Reflexion der ontologischen Grundlagen des Sozialen fehlt. Aspers sieht insbesondere in der Philosophie von Martin Heidegger einen fruchtbaren Anknüpfungspunkt, von dem aus sich eine spezifisch „relational“ angelegte Sozialontologie entwickeln lässt. Ausgangspunkt ist Heideggers Begriff des „Daseins“, der von vornherein menschliche Individuen zu ihren Mitmenschen und zu dinglichen Werkzeugen in Beziehung setzt. Insbesondere ergeben sich individuelle Sichtweisen und Handlungsweisen wesentlich aus der Eingebettetheit in die soziale Umwelt (Heideggers „Mitsein“). Insofern sollte auch die soziologische Theorie nicht beim isolierten Individuum, sondern bei den sozialen Strukturen (Netzwerken) ansetzen, in denen Individuen miteinander verbunden sind und die diese erst konstituieren.

Der Band wird durch einen Beitrag von *Harrison White* und *Frédéric Godart* zum Zusammenhang zwischen linguistischer Praxis und sozialen Netzwerken abgerundet. Die These ist hier, dass die wichtigen *switchings* zwischen verschiedenen Netzwerkkontexten (*netdoms*) linguistisch organisiert sind, dass also ganz spezifische Sprachformen in solchen Referenzwechslern zum Tragen kommen. Angewandt auf das Beispiel des „Business Talks“ ergibt sich daraus eine Forschungsstrategie, die Sprachformen und Netzwerkstrukturen in Beziehungen zueinander setzt und auf diese Weise erfolgreiche Kommunikationsstrategien identifizieren kann. Der Beitrag stellt insofern eine anwendungsbezogene Weiterentwicklung von Whites Theorie dar, die sich wiederum auf die Rolle der Sprache in sozialen Strukturen konzentriert.

Die verschiedenen Beiträge in diesem Band sind das Ergebnis eines internationalen Symposiums zur relationalen Soziologie, das wir im September 2008 an der Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Sozialwissenschaften, organisiert haben. Wir bedanken uns für die finanzielle Förderung durch die BGSS und die DFG, die diese Tagung ermöglicht haben. Unser Dank gilt zudem Jessica Haas für die Organisation vor Ort und

den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Symposiums. Wir danken außerdem Anne Vonderstein, Simon Schlimgen und Pauline Worley für Lektoratsarbeiten, dem VS Verlag, insbesondere Cori Mackrodt, für die gute Zusammenarbeit und Roger Häußling und Christian Stegbauer, die diesen Band in die von ihnen herausgegebene Reihe ‚Netzwerkforschung‘ aufgenommen haben. Ein ganz herzlicher Dank gilt den Vortragenden des Symposiums und den Autoren dieses Bandes für die gute Zusammenarbeit.

Literatur

- Abbott, Andrew, 1988: „Transcending General Linear Reality“, in: *Sociological Theory* 6: 169-188.
- Abbott, Andrew, 1992: „From causes to events. Notes on narrative positivism“, in: *Sociological methods and research* 20: 428-455.
- Abbott, Andrew, 2007: „Mechanisms and Relations“, in: *Sociologica* 2, <http://www.sociologica.mulino.it/doi/10.2383/24750>.
- Anheier, Helmut K./Jürgen Gerhards/Frank Romo, 1995: „Forms of Capital and Social Structure in Cultural Fields: Examining Bourdieu’s Social Topography“, in: *American Journal of Sociology* 100: 859-903.
- Azarian, Reza, 2005: *General Sociology of Harrison White*. New York: Palgrave Macmillan.
- Baecker, Dirk, 1996: „Rezension ‚Harrison C. White, Identity and Control. A structural theory of action‘“, in: *Soziale Systeme* 2: 441-445.
- Baecker, Dirk, 2005: *Form und Formen der Kommunikation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk, 2007: *Studien zur nächsten Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bearman, Peter, 1993: *Relations into Rhetorics. Local Elite Social Structure in Norfolk, England, 1540-1640*. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Bearman, Peter, 2005: *Doormen*. Chicago: Chicago University Press.
- Bearman, Peter/Robert Faris/James Moody, 1999: „Blocking the future“, in: *Social Science History* 23: 501-533.
- Bearman, Peter/Katherine Stovel, 2000: „Becoming a Nazi: A model for narrative networks“, in: *Poetics* 27: 69-90.
- Beckert, Jens, 2005: „Soziologische Netzwerkanalyse“, in: Dirk Kaesler (Hrsg.), *Aktuelle Theorien der Soziologie*. München: C.H. Beck: 286-312.
- Bourdieu, Pierre, 1994: *Raisons pratiques: Sur la théorie de l’action*. Paris: Seuil.
- Bourdieu, Pierre, 2002: „Das ökonomische Feld“, in: Pierre Bourdieu (Hrsg.), *Der Einzige und sein Eigenheim*. Hamburg: VSA-Verlag: 185-226.
- Bourdieu, Pierre, 2005: „Principles of an Economic Anthropology“, in: Neil Smelser/Richard Swedberg (Hrsg.), *The Handbook of Economic Sociology*. Princeton: Princeton University Press: 75-89.
- Bourdieu, Pierre/Loic Wacquant, 1992: *An invitation to reflexive sociology*. Chicago: University of Chicago Press.
- Breiger, Ronald L., 1976: „Career Attributes and Network Structure: A Blockmodel Study of a Biomedical Research Specialty“, in: *American Sociological Review* 41: 117-135.
- Breiger, Ronald L., 1981: „Structures of economic interdependence among nations“, in: Peter Blau/Robert Merton (Hrsg.), *Continuities in Structural Inquiry*. Newbury Park: Sage: 353-380.
- Breiger, Ronald L., 1990: „Social control and social networks: a model from Georg Simmel“, in: Craig Calhoun/Marshall W. Meyer/W.Richard Scott (Hrsg.), *Structures of power and constraint. Papers in honor of Peter M. Blau*. Cambridge: Cambridge University Press: 453-476.